

Kreuz & Quer

Der Podcast aus dem Bistum Trier

Inge Hülpes – 16. Januar 2022

Ein guter Vorsatz



Ich bin Inge Hülpes, Redakteurin in der Bischöflichen Pressestelle Trier.

Willkommen im neuen Jahr! Tschüss altes Jahr, hallo Tatendrang und gute Vorsätze! Was steht bei Ihnen aktuell auf dem Plan? Weniger Zigaretten, Alkohol, Junkfood? Mehr Sport – oder wenigstens Bewegung – oder sonstige Klassiker im Gute-Vorsätze-Kanon? Alles durchaus erstrebenswert – keine Frage! Denn damit tut man sich ja selbst was Gutes. Aber macht das auch die Welt um mich herum schöner, besser, gar gerechter? Mitnichten. Aber genau das soll mein Anspruch an gute Vorsätze zum Jahresbeginn sein. Für 2022 habe ich mir daher vorgenommen, von nun an weniger rassistisch zu sein.

Lange Zeit bin ich davon ausgegangen, dass ich gar nicht rassistisch bin. Ein Trugschluss, wie sich inzwischen herausgestellt hat. Denn wenn man wie ich im Deutschland der 80er Jahre geboren wurde, ist man nolens volens mit rassistischen Stereotypen aufgewachsen, die wiederum den Blick auf die Welt geprägt haben. Beispiel gefällig? Als ich in der fünften Klasse war, sangen wir im Musikunterricht den CAFFEE-Kanon. Na, klingelt's bei Ihnen? Darin wird Kindern geraten, Kaffee, also den „Türkentrunk“ zu meiden, der mache nämlich „blass und krank“. „Sei doch kein Muselman, der das nicht lassen kann“ schmetterten wir damals voller Inbrunst.

Warum das rassistisch ist, liegt auf der Hand: Eine Handlung, nämlich das Kaffeetrinken, wird negativ besetzt und einer bestimmten religiösen bzw. ethnischen Personengruppe zugeordnet. Verse voller Missbilligung im Gewand eines harmlosen Kinderreims – aus heutiger Sicht mehr als befremdlich. Und obwohl ich das inzwischen begriffen habe, ertappe ich mich zuweilen dabei, wie ich dieses Musik gewordene Stück Fremdenhass völlig geistesabwesend vor mich hinsumme.

Damals habe ich noch nicht verstanden, dass man damit Menschen herabsetzt. Denn es war ja für alle ok. Wobei „alle“ hier meine Mitschüler:innen meint, die ausnahmslos weiß waren. Und genau das ist auch heutzutage noch oft das Problem: Die Sicht auf die Dinge ist bei vielen eine rein weiße Sicht. Das bedingt, dass viele Menschen sich der eigenen rassistischen Reflexe und Ressentiments gar nicht bewusst sind.

So auch beim nächsten Beispiel: Blackfacing. Blackfacing bedeutet, dass weiße Menschen ihr Gesicht schwarz anmalen, um einen Menschen mit dunkler Hautfarbe darzustellen. In vielen Orten Deutschlands immer noch ein gängiges Bild – zum Beispiel an Karneval. Das Problem daran? Diese Praxis geht zurück auf amerikanische Unterhaltungsveranstaltungen im 18. und 19. Jahrhundert, die sogenannten Minstrel Shows. In diesen Shows setzten weiße Darsteller Blackfacing ein, um auf der Bühne Figuren mit dunkler Haut abwertend darzustellen. Zum schuhcremegeschwärzten Gesicht kamen überzeichnete dicke, rote Lippen hinzu, groteske Mimik und Gestik, Sprache und Bewegungen – alles mit dem Ziel, People of Color lächerlich zu machen. Ich bin mir sicher: Wer das einmal verstanden hat, wird sich das Gesicht nicht mehr spaßeshalber schwarz anmalen wollen.

Sie merken, ich vermeide das N-Wort. Denn ich habe mir ja vorgenommen, weniger rassistisch zu sein. Und damit geht einher, dass das N-Wort aus meinem Wortschatz verschwindet. Denn das N-Wort ist keine neutrale Bezeichnung, sondern ein Konzept, das in der Geschichte der Versklavung und Kolonialisierung verortet ist und mit Unterdrückung, Brutalität, Verwundung und Schmerz einhergeht. Ein Wort also, das schwarze Menschen verletzt.

Dennoch benutzen weiße Menschen heute immer noch dieses Wort in ihrer alltäglichen Kommunikation oder verkleiden sich an Karneval als „Afrikaner“, gerne mit Leopardfell und Gummi-Knochen in der Afro-Perücke. Und noch immer gibt es Sternsingergruppen, bei denen ein Kind schwarz und eines gelb geschminkt ist. Das hat man ursprünglich gemacht, um alle drei damals bekannten Erdteile abzubilden: den europäischen, den asiatischen und den afrikanischen. Das war dann sicherlich nicht böse gemeint, aber auch vermeintlich gut gemeinte Aktionen können rassistisch sein. Das nennt man dann 'benevolenter Rassismus'. Aber auch benevolenter Rassismus ist eben Rassismus. Und damit verletzend.

Anscheinend bin ich nicht die Einzige, die sich in diesem Jahr vorgenommen hat, weniger rassistisch zu sein: Das Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ hat sich in diesem Jahr dafür ausgesprochen, auf das Schminken zu verzichten. Denn die Gleichung von Hautfarbe und Herkunft geht nun mal nicht auf. Will meinen: Wenn

ein Mensch schwarz ist, bedeutet das eben nicht automatisch, dass er aus Afrika kommt. „Kommt zum Sternsingen so, wie ihr seid, vielfältig in eurem Aussehen“, lautet die Devise. Umso schmerzlicher, wenn ich etwa vom Bamberger Erzbischof Ludwig Schick lese, er verstehe diese Empfehlung als „Verbot“, das auf einer Ideologie begründet sei. Ein Denkfehler. Manche machen sich vielleicht gar keine Gedanken darüber und es fällt ihnen gar nicht auf, wie sehr das Schwarzschildern andere verletzt. Ich weiß nicht, was ich bedenklicher finde: Die Unbedachtheit – oder das aktive Verteidigen dessen, was anderen wehtun kann.

Traditionen sind gut und schön, solange sie Menschen nicht herabsetzen. Tun sie das, verlieren sie ihren Wert und gehören meines Erachtens auf den Müllhaufen. Strukturen kann man nur verändern, wenn man selbst zu Veränderung bereit ist. Und dabei reicht es nicht aus zu sagen: Ich bin keine Rassistin. Es ist notwendig, die eigene Denkweise, die eigenen Handlungen auf den Prüfstand zu stellen und, so unkommod es auch sei, sich selbst einzugestehen, dass man als weißer Mensch Privilegien genießt, die People of Color nicht zuteilwerden. Das wirkt sich auf so viele Bereiche im Alltag aus: Weiße werden eher zum Vorstellungsgespräch eingeladen, bekommen leichter eine Wohnung, werden viel seltener von der Polizei kontrolliert. Es gibt unzählige weitere Beispiele.

Wer mehr darüber erfahren will, dem empfehle ich das Buch „Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen – aber wissen sollten“ der Journalistin Alice Hasters. Mehr gute Bücher zu lesen ist nämlich auch ein prima Vorsatz für das neue Jahr.